

## POLITIK



Braunkohlenförderung verschluckt Heimat, zurück bleiben Mondlandschaften: Bagger des Tagebaus Profen in Sachsen-Anhalt graben sich immer weiter gen Norden. Bald ist der leer geräumte Ort Großgrimma dran

# Die neue Angst vor den Baggern

Braunkohle ist eine Gewinnerin des Atomausstiegs. Und plötzlich sind wieder Dörfer vom Tagebau bedroht

■ Lange als Klimakiller verschrien, sehen Politiker die Braunkohle nun als Brücke in die erneuerbare Zukunft

■ In Sachsen-Anhalt formiert sich Widerstand. Gefährdet ist auch die Grabstätte des Philosophen Friedrich Nietzsche

MANUEL BEWARDER

Dorothee Berthold könnte zurzeit rundum glücklich sein, wenn sie mit ihrem kleinen grünen Auto und dem Aufkleber gegen Atomkraft durch die platte Landschaft Sachsen-Anhalts kurvt. Erdgasbetrieben, natürlich. Der Atomausstieg ist so gut wie beschlossene Sache. Doch für die grüne Kreisrätin bricht gerade ihre kleine heile Welt zusammen.

Denn die 56-jährige zierliche Frau wohnt in Röcken im südlichen Zipfel des Bundeslandes. Nur wenige Meter unter dem wilden Grün ihres 100 Quadratmeter großen Gartens liegt Braunkohle. Und weil sich Deutschland gerade in Windeseile vom Atomstrom verabschiedet, muss ihr Haus vielleicht bald verschwinden. Das braune Gold soll weiter abgebaut und verstromt werden.

Deutschland will ab 2022 ohne Atomstrom auskommen. Allein erneuerbare

Energien werden die Versorgung dann aber noch nicht sichern können. Vor allem Braunkohle erlebt deshalb eine Renaissance. Sachsen, Sachsen-Anhalt und Brandenburg, alles ostdeutsche Länder mit wichtiger Braunkohlenindustrie, haben sich in einem gemeinsamen Schreiben an das Kanzleramt für den Erhalt des Energieträgers starkgemacht. Auch EU-Energiekommissar Günther Oettinger sprach sich für die Kohle aus, als er in der vorigen Woche Sachsens Landeshauptstadt Dresden besuchte. Und Kanzlerin Angela Merkel sagte am Montag, dass Deutschland für die Übergangszeit auch fossile Energieträger brauche: Gas, aber auch Kohlekraftwerke.

Vor nicht allzu langer Zeit galt Braunkohle noch als Klimakiller. Nun wird sie als unverzichtbare Brücke für die erneuerbare Zukunft ausgerufen. Dorothee Berthold ahnte Böses, als sie Anfang Juni in der Zeitung las, dass Sachsen-Anhalt von nun an verstärkt auf Braunkohle in der Stromversorgung setzen will. Seit Jahren wehrt sie sich mit einer Bürgerinitiative gegen einen möglichen Tagebau in Röcken und anderen Ortsteilen von Lützen. Sie wollen die Bagger aufhalten. Am Tisch in ihrem Garten reicht sie einen Zettel mit vielen Zahlen herüber. Das Ergebnis einer Bürgeranhörung: „87 Prozent akzeptieren keinen Tagebau Lützen“, sagt Berthold, während hinter ihr eine Katze auf einem Stein sitzt und auf Beute im hohen Gras lauert. Vor ein paar Jahren gab es mal Probebohrungen. Danach schien die Be-

## LEBEN MIT DER KOHLE



Helmut Pokorny: Hier stand sein Haus

Drei große Fördergebiete von Braunkohle gibt es in Deutschland: Neben dem **Mitteldeutschen Braunkohlerevier** um Leipzig gibt es in Westdeutschland das Rheinische Braunkohlerevier und im Osten Deutschlands noch das Lausitzer Revier. Anders als Nutzung der Steinkohle kommt die Braunkohleförderung ohne Subventionen aus. Etwa ein Viertel der deutschen Stromerzeugung erfolgt durch die Nutzung der Braunkohle. Umweltschützer bezeichnen sie allerdings als den klimaschädlichsten aller fossilen Energieträger.



Dorothee Berthold will nicht weichen



drohung weniger akut. „Einige halten es nicht für möglich, dass Dörfer heute noch weggebaggert werden.“

Die Kommunalpolitikerin möchte ihre Heimat nicht verlassen. Sie kämpft auch um einen der kulturhistorisch vielleicht wertvollsten Flecken Deutschlands: In Röcken wurde der Philosoph Friedrich Nietzsche geboren. An der Südmauer der Kirche steht auch sein Grab. „Nietzsche ausgraben und umsiedeln? Das darf ja wohl nicht wahr werden!“, empört sich Berthold.

Gegner der Apothekerin Berthold ist vor allem die Mitteldeutsche Braunkohlengesellschaft, die überall nur Mibrag genannt wird. Mit 2000 Beschäftigten ist die Mibrag einer der größten Arbeitgeber in der Region. 2010 lag der Umsatz bei fast 400 Millionen Euro. Das ist sehr viel in einer strukturschwachen Gegend.

Deshalb hat es die Lützener wachgerüttelt, als Mibrag-Chef Joachim Geisler vergangene Woche in einem Interview sagte: „Wir wollen ein neues Kraftwerk bauen. Dafür sind wir auf neue Braunkohlenvorräte angewiesen. Die Lagerstätte bei Lützen bietet die besten Bedingungen für die Erschließung.“

Ob er mit einer Klagewelle rechnet? Geisler: „Aus unserer täglichen Arbeit und zahlreichen Kontakten zu den Menschen und Kommunalpolitikerinnen wissen wir, dass unsere Kraftwerkspläne mit großem Interesse positiv begleitet werden. Die Menschen hier leben seit Jahrzehnten mit und auch vom Bergbau.“ Für Berthold und viele in der Bürgerini-

tiative war jeder Satz ein Schlag ins Gesicht.

Helmut Pokorny dagegen versteht den Mibrag-Chef. Er lebt 15 Kilometer südlich von Lützen. Der 74-Jährige war selbst Bergmann. „Kohle ist doch der große Schatz, den wir haben“, sagt Pokorny und schüttelt den Kopf. Er versteht die Protestler nicht. Es ist nicht selbstverständlich, dass Pokorny das Wort für eine Industrie ergreift, deren Bagger Dörfer und Felder in Mondlandschaften verwandelt. Er streift durch ein kniehohe Gräserfeld neben einer hückeligen Straße. Weit und breit kein Ort, wo einst Großgrimma war. Man hört den Wind in den Bäumen rascheln. Pokorny stoppt und zeigt auf den Boden: „So, hier stand mein Haus.“ Er hat erlebt, was Lützen droht.

Ende der 90er verließ er Großgrimma. Die Mibrag siedelte die Einwohner um, machte den Ort platt, bereit für den Abraum. In ein paar Jahren ist es so weit. Dann wird der Tagebau Profen sein einstiges Dorf verschlingen. Pokorny kommt regelmäßig noch hierher, pflückt das Obst von den Bäumen. Vorher stellt er einen Antrag bei der Mibrag. Damit deren Sicherheitsdienst Bescheid weiß. Gleich an der Straße, neben der Linde, stand eine Bank. Auf der saß Pokorny neben seiner Frau, nachdem sie das Haus ausgeräumt hatten. „Besenrein, so wollte die Mibrag es haben“, erinnert sich Pokorny. Damals weinte selbst er.

Pokorny ist mit seiner Familie ein paar Kilometer weitergezogen, nach Hohenmölsen in eine Neubausiedlung. Dort gibt es die gleichen Straßennamen wie in Großgrimma. Auch das Kopfsteinpflaster hat den Umzug mitgemacht. Pokorny sagt, er war von Beginn an einer der größten Befürworter für die Umsiedlung. Er gründete dafür eine Bürgerinitiative. Er sagt nicht: „Wir wurden umgesiedelt.“ Sondern: „Wir wollten umziehen.“

Wenn Pokorny Bilder aus dem alten Großgrimma zeigt, weiß man, dass er gute Gründe für einen Umzug hatte. Anders als heute in der Gegend sieht man auf den Fotos unsanierte Häuser, oft mit feuchtem Mauerwerk. Die Mibrag bot viel Geld für den Neuanfang. Pokorny baute sich ein großes Haus.

Pokorny hat andere Schlüsse aus dem Schicksal Großgrimmas gezogen als die Grünen-Kreisrätin Berthold. Sie stammt aus dem gleichen Ort. Ihr Elternhaus war gleich neben der Kirche. Beides ist verschwunden. „Mich traf fast der Schlag, als nichts mehr da stand“, erzählt Berthold. Das möchte sie nicht noch einmal erleben, sagt ihr das Herz. Und ihr grüner Kopf flüstert: Braunkohle verpestet das Klima.

Glaubt man aber dem neuen Ministerpräsidenten von Sachsen-Anhalt, Reiner Haseloff, muss Berthold keine Angst haben. Vergangenen Freitag sagte der CDU-Politiker bei seiner ersten Rede im Bundesrat: Für den Atomausstieg sei Deutschland zwar auf die Nutzung fossiler Energieträger wie Erdgas oder Braunkohle angewiesen. In seinem Bundesland sollten jedoch keine Orte für den Abbau von Kohle weichen müssen. An den Ortsgrenzen werde Halt gemacht.

Dorothee Berthold sitzt auf ihrem Stuhl im Garten und erzählt von den quakenden Fröschen, die sie hier so gern hat. Sie geht davon aus, dass noch in diesem Jahr eine Entscheidung über einen Tagebau bei Lützen fällt. 2020 könnten die Bagger anrollen. Sie ahnt, welche Taktik die Mibrag wählen könnte. Bis zuletzt würden die Dörfer nicht infrage gestellt. Doch Berthold ist sich sicher: „Eine Insellösung wird es nicht geben.“ So etwas habe es noch nie gegeben.

# Der späte Mut des Pentagon-Chefs

Robert Gates spricht kurz vor seinem Ausscheiden aus dem Amt Dinge aus, die sonst niemand zu sagen wagt

■ In Washington wird spekuliert, ob Gates die Kritik im Auftrag von Präsident Obama äußert

UWE SCHMITT  
WASHINGTON

Er war gegen Amerikas Libyen-Einsatz, riet Präsident Obama von der Kommandoaktion zur Tötung Osama Bin Ladens ab und verhinderte unter Präsident Bush ein militärisches Abenteuer gegen den Iran. Robert Gates (67), der zum Monatsende aus dem Amt scheidende US-Verteidigungsminister, hat sich seinen in beiden politischen Lagern bewunderten Leumund als Zögerer, Warner und loyaler Mannschaftsspieler erworben. Seit er 2006 Donald Rumsfeld ablöste, der in jeder Beziehung das Gegenteil verkörperte, hat man über niemanden, der Barack Obama dient, mehr Gutes gehört.

Dass Gates nun, in einer Ehrenrunde von letzten Truppenbesuchen, Auftrit-

ten vor Kongressausschüssen und Interviews, offen Dinge ausspricht, die sonst im Pentagon und im Weißen Haus nur geraunt werden, erstaunt Beobachter. Die Offenheit geht so weit, dass sich der Verdacht aufdrängt, Obama nutze Gates' Furchtlosigkeit im Ausscheiden, um an Amerikas Feinde wie Verbündete Botenschaften zu senden, die kein Präsident aussprechen könnte. Gates rügte etwa die Nato-Waffenbrüder scharf und sagte dem Bündnis „kollektive militärische Irrelevanz“ voraus, falls es nicht den politischen Überlebenswillen aufbringe, seinen Auftrag zu erneuern und das Ausbluten der Wehretats in Europa zu stoppen. So brutal hat der Nato kaum einer je die Wahrheit gesagt.

Doch Gates' aggressive Fabulierlust richtet sich auch auf die Schwächen Amerikas. „Ich habe mein ganzes erwachsenes Leben in der Supermacht der Vereinigten Staaten verbracht, es war eine Macht, die nie zögerte, so viel Geld wie nötig auszugeben, um ihre Position zu festigen. Amerika musste nie über

seine Schulter schauen, ob seine Wirtschaft stark genug war. Heute leben wir in einer anderen Zeit.“ So resigniert sprach Gates jüngst in einem Interview in einem Pentagon-Jet: „Um ehrlich zu sein: Dies ist einer der vielen Gründe für meinen Abschied: Ich kann mir nicht vorstellen, Mitglied einer Regierung zu sein, die gezwungen ist, unser Engagement in der Welt dramatisch zurückzuführen.“ Der Kongress mische sich mit seinem Spardiktat in alles ein. Besonders ärgern Gates die Republikaner, die beides verlangen: die Unantastbarkeit der Verteidigungsausgaben und radikale Einsparungen bei allen Haushaltsposten. Mit anderen Worten, sie fordern Unmögliches. Gates spricht von Streitkräften, „die erschöpft sind“, und davon, wie vorsichtig ihn Kriege gemacht haben, die Amerika nicht in Notwehr begann: Er werde immer notwendige Kriege befürworten, bei gewählten Kriegen überwiege immer mehr seine Skepsis.

Dies ist derselbe Pentagon-Chef, der bereit war, sich auf dem Klageweg gegen

unnötige Wehrausgaben zu wehren, die von einigen Senatoren als zynische Wahlgeschenke an ihre Staaten betrieben wurden. Es ist derselbe Minister, der jeden Abend mit einer Mappe, welche die jüngsten Ziffern und Namen amerikanischer Gefallener in Afghanistan und im Irak enthält, nach Hause geht. Mehr als 3400 Kondolenzbriefe, so bezeugen enge Mitarbeiter, habe Gates unterzeichnet – handschriftlich. „Es hat wahrscheinlich keinen Tag gegeben, an dem ich nicht Tränen vergossen habe, und es überkommt mich meistens, wenn ich diese Briefe schreibe.“ Bei Besuchen von Schwerverwundeten in einer Klinik hinterließ er seine Visitenkarte mit seinen Initialen und dem Vermerk: „Rufen Sie mich an, wenn Sie mich brauchen.“ Einer Einheit in Afghanistan, die schwere Verluste erlitten hatte, gestand er bei seinem Besuch: „Ich liebe euch.“

Naturngemäß ist Gates nicht nur beliebt. Es gibt Neider und Kritiker, die ihn als Pentagon-Reformer für überschätzt halten und seine Bescheidenheit für ge-

spielt. Im Übrigen habe er nichts getan, behaupten Demokraten auf dem linken Flügel, den aufgeblähten Verteidigungshaushalt zu reduzieren. Doch solche Einwände klingen nach Mäkelei. Bei der Truppe genießt Gates hohes Ansehen. Er weiß nicht nur, was sie bewegt, er findet Gesten, es auszudrücken: „Wahrscheinlich trägt niemand, vom Präsidenten abgesehen, so viel Verantwortung dafür, dass Sie hier sind“, sagte er vor 300 GIs in einem Außenposten nahe der pakistanischen Grenze. „Ich habe die Marschbefehle unterschrieben, die Sie hierher-

gebracht haben, und das hat jeden Tag in diesem Job auf mir geschlagen.“

Gates lässt sich nicht entlocken, von welchen abenteuerlichen Strafaktionen er die Bush-Regierung abgehalten hat. Dass es um den Iran ging, dringt aus seinem Mitarbeiterkreis. Die Details würden demnächst in seinen Memoiren stehen, sagt er. Auch zu den beiden Präsidenten Bush und Obama, der als Kandidat gegen die Kriege auftrat und dann einen Großteil der Politik seines Vorgängers übernahm, äußert er sich nur ausweichend: „Die Realität ist eine sehr effektive Lehrerin“, meint Gates, „Realität und Verantwortung.“ Mit Hillary Clinton verband ihn von Anfang an Respekt und bald eine Freundschaft, die dem Kabinett und den beiden traditionell in Abneigung verbundenen Ministerien guttut. Die beiden nennen sich die „alte Garde“ und halten zusammen, während sie einem jungen Präsidenten dienen. Wie zweifelt zwiespältig sein Erbe im Irak und in Afghanistan am Ende sein wird, weiß niemand besser als Gates selbst.

„Rufen Sie mich an, wenn Sie mich brauchen“

Robert Gates  
zu verwundeten US-Soldaten